

Formen des direkten Realismus ist notwendig, sofern die Wirklichkeiten, in denen Menschen leben und auf deren Objekte sie sich alltagsontologisch beziehen, nicht geradewegs mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu identifizieren sind.

1.13 Eine Realität – Verschiedene Wirklichkeiten?

»Tierblick —

Der Blick von Hund, Katze, Fisch legt den Gedanken eines Gesichtspunkts nahe, eines Gesehenwerdens-von –, mithin eines reservierten Winkels, eines intimen Bereichs oder Fürsich-Seins, einer Kapelle, wo Dinge, die ich kenne, nicht sind, und wo Dinge sind, die ich nicht kenne.

Ich weiß nicht, wovon ich Zeichen bin in jenem Winkel. Es gibt da eine Weise des Mich-Kennens. Und ich bin gezwungen, mich als ein Wort anzusehen, dessen Sinn in einem animalischen Gedankensystem mir unbekannt ist.«

(Valéry 1988, 48)

Nun sind, wie bereits behauptet wurde, GOOs als Konstituenten subjektrelativer Wirklichkeiten das Ergebnis von Wahrnehmungsprozessen und liegen der Wahrnehmung nicht fertig konstituiert voraus. Im Vorhergehenden war diesbezüglich bereits davon die Rede, dass GOOs das Ergebnis *subpersonaler Konstitutionsprozesse* sind, denen subjektseitig *Begriffe-von* zugrunde liegen, welche die Wahrnehmungsgehalte strukturieren.

Grundsätzlich ist bezüglich der Prozesse, welche subpersonal (d.i. unterhalb der Ebene bewussten Erlebens) von der kausalen Reizung der Wahrnehmungsorgane zur Wahrnehmung von GOOs als mereologischen Einheiten führen, im Folgenden von *Prinzipien der gegebenheitsontologischen Objektindividuation oder -konstitution* die Rede. Damit soll die Möglichkeit offengelassen werden, dass Begriffe-von nur eine Teilmenge dieser Prinzipien beschreiben. In wahrnehmungspsychologischen Kontexten ist hier statt von *Objektindividuation* gelegentlich auch von *Objektsegmentierung* die Rede (vgl.

beide Beziehungen nicht radikal voneinander getrennt seien, der Mensch vielmehr beide zugleich einnehme (ebd., 326).

etwa Radvansky & Zacks 2014, 47ff.).⁷⁹ Im Englischen spricht man in diesem Zusammenhang auch von *perceptual grouping*, *perceptual parsing* oder *perceptual segmentation* (letzteres etwa im Kontext der perzeptiven Segmentierung von Ereignissen, vgl. Radvansky & Zacks 2014, 44f.; zum Zusammenhang von *perceptual grouping* und Objektindividuation vgl. auch Wagemans et al. 2012, 118of.). Liliana Albertazzi (2007, 96) spricht analog von *rules of formation*. Solche Prinzipien der Objektkonstitution liegen der Art und Weise zugrunde, »wie ein Lebewesen die Umwelt, die es erlebt, aufteilt – wie es die analoge Information, die es aus der Wahrnehmung erhält, digitalisiert« (Bermúdez 2003, 71 [m.Ü.]). Sie legen also fest, für welche realen Reize (oder Konstellationen von Reizen) der Organismus perzeptiv empfänglich (d.i. rezeptiv) ist, was im Ausgang von diesen in der jeweiligen Wirklichkeit eines Subjekts als Objekt gegeben sein kann und welche Gegebenheitsweisen solche Objekte besitzen (vgl. auch Smith 1995a, 306). Statt von Prinzipien der Objektkonstitution spricht Tyler Burge auch von *subindividuellen Bedingungen*, die dem, was er die *empirische Objektivität* perzeptiver Repräsentationen nennt, zugrunde liegen und bezeichnet diese Bedingungen als *Formationsprinzipien* (*»formation principles«*; vgl. 2010, 94f.). »The most elementary forms of empirical objectivity are the products of conditions that the individual has no perspective on. They are the products of *subindividual* conditions and *environmental* conditions« (ebd., 24). Die Konstitutionsprinzipien selbst bestimmt Burge dabei näher als »Gesetze oder gesetzesartige Muster«, die subpersonal der Transformation von proximalen Reizen zu Wahrnehmungszuständen zugrunde liegen, durch welche ihm zufolge materielle Gegenstände der Außenwelt repräsentiert werden (ebd., 92).

Die Prinzipien der Objektkonstitution bilden offen gestanden eine gewisse Stelle der Unschärfe der hier vertretenen Auffassung, sofern der subpersonale Wahrnehmungsprozess zwar einerseits als realer Vorgang konzipiert ist, andererseits scheinen die Prinzipien der Objektkonstitution eine Art Brücke zwischen Realität und Wirklichkeit anzudeuten, sofern diese Prozesse zur Gegebenheit von Wirklichem führen sollen. Existenzontologisch gesprochen wirken bestimmte proximale Reize (Schallreize, Lichtreize, physischer

⁷⁹ Wobei zu berücksichtigen bleibt, dass Begriffe wie »Individuation«, »Segmentierung« und »Selektion« gegenüber dem Begriff der »Konstitution« eher die Vorstellung nahelegen, dass aus einem vorliegenden Bereich Entitäten *allein* durch Abgrenzung ausgewählt werden, wodurch wiederum der Aspekt der subjektseitigen Mitgegenwärtigung und Appräsentation in den Hintergrund tritt.

Druck usw.) aus der realen Umgebung kausal auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus, was schließlich dazu führt, dass dem Subjekt bestimmte Objekte phänomenal gegeben sind. Die Rede von Prinzipien der Objektindividuation oder -konstitution bezieht sich dabei auf Konstitutionsprozesse, die irgendwo zwischen der kausalen Wirkung realer proximaler Reize auf die Wahrnehmungsorgane und der bewussten Wahrnehmungserfahrung stattfinden. Dabei lassen sich grundsätzlich zwei Fragerichtungen voneinander unterscheiden: 1) Wie werden bestimmte Konstellationen proximaler Reize subpersonal in einer Weise informational verarbeitet, die zu bestimmten Formen phänomenaler Gegebenheit führt? Hier suchen wir also nach psychophysischen Brückengesetzen zwischen proximalen Reizmustern (Realität) und phänomenaler Gegebenheit (Wirklichkeit); wobei nicht zu sehen ist, wie der Übergang von realen und Wirklichen Entitäten ohne epistemisch-ontologischen Sprung zu konzeptualisieren wäre, wodurch wir hier letztlich auf die Konstatierung von Korrelationen zwischen (postulierten) realen Prozessen (wie etwa proximalen Reizen und neuronalen Aktivierungsmustern) und phänomenalen Gegebenheiten zurückgeworfen scheinen. 2) Werden die phänomenalen Objekte der bewussten Erfahrung aus (bewussten?) Elementen einer niedrigeren Stufe (wie stipulierten Sinnesdaten, Qualia oder hyletischen Data) konstituiert? Und wenn ja, wie und inwiefern? Hier suchen wir nach (transzendentalen) Prinzipien, Dynamiken und Prozessen, die phänomenal Gegebenem konstitutiv zugrunde liegen mögen, wobei sich die Überlegungen hier auf Elemente beschränken, aus denen und durch die das bewusstseinsmäßig Gebbare gewissermaßen »aufgebaut« wird (man denke hier exemplarisch an Carnaps (1928) »Konstitutionssystem«, wie er es in *Der logische Aufbau der Welt* zu skizzieren versucht).

Bezüglich des Vorgangs, der zwischen der Wirkung proximaler Reize auf die Wahrnehmungsorgane und der Gegebenheit von GOOs für ein Subjekt liegt, ist anzunehmen, dass, abgesehen von der Transformation realer Reize in elektrische Signale, auf verschiedenen Komplexitätsebenen Prozesse der Informationsintegration stattfinden und dabei bottom-up und top-down Einflüsse verschiedentlich ineinandergreifen. Dabei erheben die folgenden Überlegungen nicht den Anspruch, die subpersonalen Prozesse der Objektkonstitution – sofern dies nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse überhaupt möglich ist – in ihrem realen Verlauf auch nur irgendwie nachzuzeichnen. Prinzipien der Objektkonstitution und -individuation werden hier vielmehr nur *funktional* bestimmt. Details ihrer neurophysiologischen Realisierung sind eine Angelegenheit der empirischen Forschung und kön-

nen nicht durch bloßes Nachdenken in Erfahrung gebracht werden. »Weil wir nicht wissen, wie diese Strukturen auf einer neurophysiologischen Ebene funktionieren, sind wir gezwungen, sie auf einer viel höheren Ebene zu beschreiben. Daran ist nicht Zwielfichtiges« (Searle 2011, 139). Die Prinzipien gegebenheitsontologischer Objektkonstitution beziehen sich somit auf subpersonale Prozesse, die den Organismen selbst allenfalls mittelbar – als Gegenstand transzendentalphilosophischer Reflexionen oder wahrnehmungspsychologischer Forschungen etwa – zugänglich und somit stets nur indirekt explizierbar sind. Zudem bleibt die Disjunktion von Realität und Wirklichkeit auch in diesem Fall erhalten: Grundsätzlich ist hier nicht mehr möglich, als bestimmte Merkmale kausal auf Organismen wirkender EOOs mit der phänomenalen Gegebenheit bestimmter GOOs zu *korrelieren*. Der folgende Überblick soll also nicht mehr leisten als eine Sensibilisierung für den Umstand, dass eine Realität, in der verschiedene Organismen real verortet sind, mit einer Diversität subjektabhängiger Wirklichkeiten vereinbar ist, sofern intersubjektive Divergenzen der fungierenden Prinzipien der Objektkonstitution zur Gegebenheit intersubjektiv divergierender Wirklichkeiten unter identischen Realbedingungen führt.

Sofern die Objekte der Wahrnehmung und somit die Wirklichkeiten von Subjekten auf subpersonal fungierenden Prinzipien der Objektkonstitution beruhen, ist also grundsätzlich denkbar, dass verschiedene Subjekte sich in unterschiedlichen Wirklichkeiten wiederfinden, sofern intersubjektiv die je operativen Prinzipien der Objektkonstitution divergieren. Repräsentationalistische Ansätze wie etwa derjenige Burges heben demgegenüber primär auf den Umstand ab, dass verschiedene Organismen unterschiedliche *Aspekte* oder *Ausschnitte* der wahrnehmungsunabhängigen Realität perzeptiv objektiv zu repräsentieren vermögen, während der hier vertretene Ansatz den Umstand hervorhebt, dass verschiedene Organismen zwar in der Tat für unterschiedliche Aspekte und Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität in perzeptiver Hinsicht perzeptiv empfänglich (d.i. rezeptiv) sind, die GOOs, welche ihre Wirklichkeiten konstituieren, jedoch intersubjektiv stark voneinander zu divergieren vermögen.

In einer biologistischen Anverwandlung von Kants erkenntnistheoretischer Position bringt Uexküll eine solche Vorstellung von der subjektabhängigen Konstitution divergierender Wirklichkeiten wie folgt zum Ausdruck:

Mit der Erkenntnis, daß die Gegenstände Erscheinungen sind, die ihren Aufbau [d.i. ihre Konstitution, TP] einem Subjekt verdanken, betreten wir alten gesicherten Boden, der durch Kant in einzigartiger Weise vorberei-

tet ist, um das Gebäude aller Naturwissenschaften zu tragen. Kant hat das Subjekt Mensch den Gegenständen gegenübergestellt und die Grundprinzipien aufgefunden, nach denen von unserem Gemüt die Gegenstände aufgebaut werden. Die Aufgabe der Biologie besteht darin, die Ergebnisse der Forschungen KANTS nach zwei Richtungen zu erweitern: 1. die Rolle unseres Körpers, besonders unserer Sinnesorgane und unseres Zentralnervensystems mit zu berücksichtigen und 2. die Beziehungen anderer Subjekte (der Tiere) zu den Gegenständen zu erforschen. (1928, 2f.)⁸⁰

Uexküll relativiert also die Vorstellung, dass der Konstitution der Erscheinungen oder gegebenheitsontologischen Objekten subjektseitige Prinzipien der Objektkonstitution zugrunde liegen, im Hinblick auf die verschiedenen Tierspezies, ihre jeweiligen Sinnesorgane und Zentralnervensysteme. Hinter dieser Relativierung steht die Überzeugung, dass die Sinnesorgane und Zentralnervensysteme, die von Uexküll als für alle Individuen einer biologischen Gattung als weitestgehend gleich unterstellt werden, zur Konstitution spezifisch unterschiedlicher Wirklichkeiten führen, die bei Uexküll ›Umwelten‹ heißen. Grundsätzlich ist ein solcher Gedanke insofern im kantischen System angelegt, als Kant seine transzendentalphilosophischen Überlegungen – wie wir bereits gesehen haben – explizit auf die *menschliche Vorstellungsart* beschränkt, wenn auch äußerst zweifelhaft ist, dass Kant Uexkülls biologistischer Anverwandlung aus seiner transzendentalphilosophischen Perspektive hätte zustimmen können.⁸¹ Die Verschiedenheit der perzeptiven und kognitiven Ausstattung der Organismen korreliert also Uexkülls Auffassung nach mit artspezifischen Wirklichkeiten, die sich ihrerseits in Gegebenheitsontologien artikulieren lassen. José Luis Bermúdez formuliert diesen Gedanke wie folgt:

There is no one way that nonlinguistic creatures carve up the world. [...] We can understand variations in ontology across the animal kingdom and the course of infant development in terms of differential sensitivity to the set of basic physical principles that govern the behavior of objects. (2003, 81)

80 Bei Kant selbst findet sich diesbezüglich folgende Bemerkung: »Denn wir können von den Anschauungen anderer denkenden Wesen gar nicht urteilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden sein, welche unsere Anschauung einschränken und für uns allgemeingültig sind.« (KrV, A 27/B 43).

81 Gleichzeitig soll hier jedoch nicht die Frage diskutiert werden, ob Uexkülls De-transzendentalisierung oder positivistische Biologisierung des kantischen Apriori dessen dezidiert transzendentalphilosophischen Überlegungen gerecht wird oder nicht.

Was es für Subjekte einer bestimmten Gattung in ihrer jeweiligen Wirklichkeit *gibt*, hängt nun zum einen davon ab, welche proximalen Reize sie mittels ihrer Wahrnehmungsorgane aus ihrer realen Umgebung kausal weiterzuverarbeiten in der Lage sind. Zum anderen hängt es aber auch davon ab, wie – nach welchen Prinzipien der Objektkonstitution – die aufgenommenen proximalen Reize auf subpersonaler Ebene für das Subjekt zu phänomenalen Bezugseinheiten verarbeitet werden. Die Spezifika dieser Verarbeitung führen dazu, dass etwa Menschen in ihrer direkten Wahrnehmung etwa einen Stuhl, ein Loch (für einen Überblick über die Schwierigkeiten einer Ontologie der Löcher vgl. Casati & Varzi 2014), einen Sandhaufen, ein Winken, eine Begrüßung, eine Hochzeit, einen Knopf, ein Icon auf einem Bildschirm oder ein Gesicht als Objekte ihrer Wirklichkeit mit je spezifischen Bedeutsamkeiten auffassen. Bei anderen Tieren führen sie dazu, dass diese ganz andere Objekte mit ganz anderer Bedeutsamkeit wahrnehmen.

Bezüglich der primär visuellen Identifikation sichtbarer Konturen und einfacher Einheiten – die einen wichtigen Teilaspekt der menschlichen Objektkonstitution darstellt, allerdings nicht mit Objektkonstitution im Ganzen gleichzusetzen ist – ist hier in der Gestaltpsychologie statt von Konstitutionsprinzipien auch die Rede von *Gestaltprinzipien* oder *Gestaltgesetzen* (vgl. für einen prägnanten Überblick etwa Goldstein 2014, 102ff.).⁸² Diese Gestaltgesetze beschreiben in intuitiver Weise die Prinzipien, nach denen visuelle Merkmale mittelgroßer realer Entitäten von menschlichen Individuen zu perzeptiven, mereologischen Einheiten (Gestalten) zusammengefasst werden.⁸³ Die folgende, nur andeutende Explikation der Gestaltgesetze soll hier vor allem der Veranschaulichung der grundsätzlichen Funktionsweise der Konstitutionsprinzipien gegebenheitsontologischer Objekte dienen, ohne diese allerdings zu erschöpfen.

Die allgemeinsten Gestaltprinzipien sind das Prinzip von *Form und Grund*, nach welchem Gestalten sich stets vor einem kontrastierenden Hintergrund abheben (müssen), und das *Prinzip der guten Gestalt oder Prägnanz*, nach welchem Eindrücke zu möglichst einfachen, vertrauten oder einprägsamen Figu-

⁸² Es ist in jüngerer Zeit eingewendet worden, dass die Gestaltgesetze ihrerseits durch bestimmte Prinzipien konstituierte Objekte einer primitiveren Stufe voraussetzen, auf die erstere erst angewendet werden können. Sollte es solche Gesetze geben, so seien diese hier auch im Begriff der Gestaltgesetze enthalten (vgl. Casati 2015, 395).

⁸³ Vgl. hierzu auch die Bemerkungen zum Verhältnis von Mereologie und Gegebenheitsontologie in Fußnote 43 in diesem Kapitel.

ren zusammengefasst werden. Zu den konkreteren Gestaltprinzipien gehören dann beispielsweise das *Prinzip der Nähe*, wonach visuelle Reize, die (etwa in ihrer visuellen Darstellung auf einem Blatt Papier) dicht beieinander liegen, als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip der Ähnlichkeit*, wonach einander unter formalen Gesichtspunkten ähnliche Elemente als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip der guten Fortsetzung*, wonach beispielsweise Elemente, die auf einer Linie angeordnet sind, als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip des gemeinsamen Schicksals*, wonach Elemente, die sich etwa auf hinreichend ähnlichen Trajektorien bewegen, als zusammengehörig wahrgenommen werden usw. (vgl. auch Casati 2015, 394; eine Analyse der Prinzipien der Objektindividuation im auditiven Bereich liefert Bregman 1994).⁸⁴

Je nach angezielter Genauigkeit lassen sich nun empirisch verschiedene Ebenen des Grouping- und Objektindividuationsprozesses unterscheiden, die verschiedenen subpersonalen Ebenen der Objektkonstitution entsprechen (sollen). Die Zusammenfassung visueller Eindrücke zu mereologischen Einheiten etwa betrifft zunächst nur sichtbare Elemente und Konturen. Ein in der Zeit dauerndes Objekt ist aus der Perspektive der Wahrnehmung allerdings keine bloße, in einem einzigen Augenblick wahrgenommene Kontur, die sich sichtbar von einem kontrastierenden Hintergrund abhebt, sondern, wie sich hier vorläufig sagen lässt, mindestens eine Reihe aufeinanderfolgender, sich zeitlich entfaltender Konturen. Die Feinmechanik der Gruppierungs- und Objektindividuationsprozesse ist allerdings eine Frage empirischer Forschung und kann im Rahmen der hier angestellten, theoretischen Überlegungen beiseitegelassen werden (vgl. hierzu Wagemans 2012, 1188).

Wie oben bereits festgestellt gelten Gegebenheitsontologien jeweils relativ auf biologische Arten, verschiedene menschliche Gemeinschaften oder auch einzelne Subjekte, sofern sich plausibel dafür argumentieren lässt, dass die jeweiligen Prinzipien, nach denen die Objekte der Wirklichkeiten dieser Subjekte konstituiert werden, sich zwischen diesen signifikant voneinander unterscheiden. So besitzen Hunde, Fische, Fledermäuse, Zecken, Menschen

84 Dabei ist einschränkend festzuhalten, dass die Gestaltprinzipien selbst – obwohl sie empirisch einigermaßen gut bestätigt sind – eher rhapsodischen Charakter besitzen, sofern es ihnen bis heute an wissenschaftlicher Systematizität, d.h. einem einheitlichen Prinzip ihrer Herleitung, mangelt. Die Galtgesetze erinnern in dieser Hinsicht an die Kategorientafel von Aristoteles, dem Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* den Vorwurf macht, er habe die Kategorien nur aufgerafft, »wie sie ihm aufstießen« (KrV A 81/B 107).

usw. unterschiedliche Gegebenheitsontologien, die jeweils all diejenigen Elemente und Charakteristika beinhalten, die es für diese Organismen im gegebenheitsontologischen Sinne (d.i. als mögliche Objekte ihrer direkten Wahrnehmung) *gibt*.

Nun können wir die Wirklichkeiten anderer Subjekte nicht selbst erleben, die Wahrnehmungen anderer nicht selbst wahrnehmen. Wir wissen nicht, wie es ist, eine Fledermaus zu sein. Wir wissen aber auch nicht, wie es ist, der Nachbar Tobias zu sein. Weil wir dies nicht unmittelbar wissen und empfinden können, sind wir häufig auf eine indirekt-rekonstruktive Methoden angewiesen, wenn wir Wirklichkeiten anderer Subjekte gegebenheitsontologisch explizieren wollen.⁸⁵ Eine solche Methode findet sich exemplarisch in der unter anderem durch Überlegungen Uexkülls geprägten Ethologie (d.i. Verhaltensbiologie) oder auch in der empirischen Wahrnehmungspsychologie (Cheney & Seyfarth 1990; Whiten & Byrne 1988; Ristau 1991; vgl. auch Dennett 1991, 446) – und dabei insbesondere durch das sogenannte *Habituations-Dis-habituations-Paradigma* (vgl. zu letzterem allgemein Lohaus 2014) – verwirklicht. Bei einer solchen, indirekt-rekonstruktiven Methode wird also nicht – wie beispielsweise in der Phänomenologie – versucht, aus der Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens auf allgemeine Strukturmerkmale der Wirklichkeit(en) vieler zu schließen, vielmehr werden solche Strukturmerkmale indirekt aus Verhaltensbeobachtungen erschlossen. Uexküll veranschaulicht die Funktionsweise einer solchen indirekten und empirischen Rekonstruktion von Gegebenheitsontologien durch einen Vergleich der Umwelt einer Zecke mit der Umwelt eines Feinschmeckers:

Die Umwelt des Tieres, die wir gerade erforschen wollen, ist nur ein Ausschnitt aus der Umgebung, die wir um das Tier ausgebreitet sehen – und diese Umgebung ist nichts anderes als unsere eigene menschliche Umwelt. Die erste Aufgabe der Umweltforschung besteht darin, die Merkmale des Tieres aus den Merkmalen seiner Umgebung herauszusuchen und mit ihnen die Umwelt des Tieres aufzubauen. Das Merkmal der Rosinen läßt die Zecke völlig kalt, während das Merkmal der Buttersäure in ihrer Umwelt eine hervorragende Rolle spielt. In der Umwelt des Feinschmeckers liegt der Akzent der Bedeutsamkeit dagegen nicht auf der Buttersäure, sondern auf dem Merkmal der Rosinen. (Uexküll & Kriszat 1934, 11)

⁸⁵ In Bezug auf den zwischenmenschlichen sowie vielleicht auch teilweise den mensch-tierischen Kontakt scheint hier auch das, was man traditionell als »Einfühlung« bezeichnet, ein Kandidat für eine Methode zu sein, mit deren Hilfe wir uns die Wirklichkeiten anderer Subjekte zu erschließen vermögen.

Um die Wirklichkeit eines Subjekts indirekt zu rekonstruieren, muss also zunächst geklärt werden, für welche realen Reize oder Reizkonstellationen (d.i. »Merkmale« im Sinne Uexkülls) ein Subjekt überhaupt rezeptiv ist, indem man es mit unterschiedlichen Reizkonstellationen konfrontiert. Uexküll vernachlässigt dabei zunächst die Möglichkeit, dass ein Tiersubjekt auf ein »Merkmal« reagiert, dem seinerseits kein Merkmal in der Umwelt des Menschen entspricht. So wissen wir – etwa aus dem Biologieunterricht – dass existenzontologisch beispielsweise wahrnehmungsunabhängige Schallereignisse existieren, die außerhalb der menschlichen *Hörfläche* (d.i. der Bereich, innerhalb dessen Schall vom menschlichen Gehör wahrgenommen werden kann) liegen, sodass sie beim Menschen nicht zur Konstitution gegebenheitsontologischer Objekte (in diesem Fall etwa: zu gehörten Geräuschen) führen (vgl. hierzu auch Meinong 1907, 10f.).⁸⁶ Wir Menschen hören in diesen Fällen *nichts* – und können doch zugleich wissen, dass es für andere Subjekte hier *etwas zu hören* gibt. Es existieren also wahrnehmungsunabhängige EOOs, die auch bei kausalem Kontakt mit den Wahrnehmungsorganen des Organismus nicht zur Wahrnehmung entsprechender GOOs führen. Viele existenzontologische Objekte und Strukturen bewegen sich in dieser Weise unterhalb unseres menschlichen, gegebenheitsontologischen Radars. Dass ein Organismus für ein bestimmtes Merkmal in seiner EO-Umgebung rezeptiv ist, sagt allerdings noch nichts darüber aus, zur Konstitution welcher Art von GOO dieses Merkmal beim Subjekt in einer konkreten Situation oder im Allgemeinen führt, d.h. *wie* und *als was*, mit welcher Bedeutsamkeit, ihm das Objekt in seiner direkten Wahrnehmung gegeben ist. Um dies rekonstruktiv zu erschließen, muss daher noch weiteres Verhalten des beobachteten Organismus zurate gezogen werden, so etwa die Art und Weise, *wie* er auf Reize bestimmter Art unter welchen Umständen reagiert.

Dishabituationsexperimente andererseits verlassen sich, um es kurz zu sagen, auf den Umstand, dass Organismen, sofern sie mit Reizverläufen konfrontiert sind, die ihren unmittelbaren perzeptiven Vorwegnahmen oder Antizipationen zuwiderlaufen, welche zu ihrer Wahrnehmung gehören, messbar Irritationsreaktionen an den Tag legen. Menschen und Tiere reagieren auf überraschende Reize und Ereignisse mit einer sogenannten »Orientierungsreaktion«, die sich beispielsweise in erhöhter Aufmerksamkeit (längeres Ver-

⁸⁶ Ebenso lässt sich sagen, dass zu kleine EOOs außerhalb des menschlichen Sehfelds liegen.

weilen des Blicks auf dem irritierenden Reiz) und verschiedenen körperlichen Reaktionen wie Pupillenerweiterung, einer Steigerung des Muskeltonus und erhöhter Hirnaktivität niederschlagen und ablesen lassen (Becker-Carus 2014, 1138; vgl. hierzu auch Bermúdez 2003, 78ff.). Überraschung existieren stets nur vor dem Hintergrund vorhergehender Erwartung; sodass sich aus der Existenz entsprechender Überraschungsreaktionen (sofern diese sicher festgestellt werden können) auf die Existenz der zugehörigen Erwartungen bzw. Vorwegnahmen schließen lässt. So könne sich etwa die Vorwegnahme der Neigung eines Objekts, *zu fallen, wenn es nicht gestützt wird*, an der Überraschung zeigen, die beim Verharren eines Objekts an seinem Ort eintritt, wenn seine »stützende« Unterlage entfernt wird (Bermúdez 2003, 83). Ähnliches gilt grundsätzlich für die Antizipation von Objektpermanenz und andere basale Verhaltensantizipationen unterschiedlicher Objektklassen wie die Fließgewohnheiten verschieden viskoser Flüssigkeiten oder die Bewegungstypiken belebter und unbelebter Objekte. Um diesen Punkt exemplarisch zu verdeutlichen: In Dishabituationsexperimenten konnte gezeigt werden, dass Kinder bereits im Alter von acht Monaten nicht nur bezüglich des erwartbaren Verhaltens nichtbelebter Objekte, sondern ebenso bezüglich des erwartbaren Verhaltens belebter Objekte bereits sehr spezifische – als *protobiologisch* beschreibbare – unmittelbare Vorwegnahmen besitzen. So nehmen sie etwa unmittelbar vorweg, dass ihnen Objekte, die sich einerseits autonom in Bewegung setzen und andererseits in kontingenter Weise mit anderen Objekten interagieren – im Englischen spricht man hier von Objekten, die »self-propelled« und »agentive« sind –, *nicht hohl sind* (Setoh, Wu, Baillargeon et al. 2013). Sie zeigen sich also überrascht, wenn ein Objekt, das beide dieser Merkmale beobachtbar erfüllt, umgedreht wird und sich so als hohl entpuppt. Offenbar sind Menschenkinder also bereits im Alter von acht Monaten disponiert, Objekte unmittelbar *als belebt* bzw. *als Lebewesen* wahrzunehmen, wobei die Wahrnehmung von etwas als belebt oder unbelebt sich durch die spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofilen charakterisieren lässt, welche die Subjekte entweder im Zuge ihrer aktiv-rezeptiven Auseinandersetzung mit der Welt verinnerlicht oder aber gewissermaßen als Naturausstattung mit auf die Welt gebracht haben. Es gibt also für diese Kinder Lebewesen als eigenständige gegebenheitsontologische Objektklasse, unabhängig von der Frage, ob sie für diese explizite Begriffe-für besitzen oder nicht. Mit dem Besitz expliziter Begriffe oder der expliziten Sprachbeherrschung der Subjekte hat die kategoriale Differenziertheit der direkte Wahrnehmung also zunächst gar nichts zu tun. Im Umkehrschluss heißt dies allerdings auch – wie wir im

nächsten Kapitel noch deutlicher sehen werden –, dass Objekte, welche entsprechende höherstufige Merkmale manifestieren, ihnen in direkter Wahrnehmung unmittelbar als belebt gegeben sind. Ein Roboter, welcher entsprechende Merkmale – etwa autonome Beweglichkeit und bestimmte Muster kontingenter Bewegung – aufweist, müsste einem Subjekt, welches einen solchen Begriff-von von belebten Wesen verinnerlicht hat, in seiner Wahrnehmung somit unmittelbar als belebt erscheinen.

Sowohl die ethologische Methode als auch das Dishabituationsparadigma haben allerdings den Nachteil, dass man durch sie nur solche Spezifika der Wirklichkeit eines Organismus rekonstruieren kann, die sich auch in empirisch beobachtbaren Verhaltensbesonderheiten des jeweiligen Organismus niederschlagen (oder niederschlagen können). Empirische Untersuchungen der Art und Weise, wie verschiedene Spezies mit verschiedenen Typen von Reizmustern oder Umgebungen umgehen, liefern jedoch zumindest starke Indizien dafür, inwiefern sich deren Wirklichkeiten voneinander unterscheiden (Uexküll 1928). Burge verdeutlicht diesen Umstand am Beispiel der Wahrnehmungsfähigkeit von Fröschen:

An animal's visual system might have different types of food representation (parasitic on size shape motion representations) that correspond to different types of bugs if the frog could be found to respond differently to the different types. (2010, 324)

Entsprechende empirische Untersuchungen können somit beispielsweise zeigen, dass und inwiefern Organismen wie Frösche verschiedene Typen oder Arten von Nahrung in ihrer direkten Wahrnehmung unterscheiden und ob und inwiefern die jeweils von ihnen wahrgenommenen Objekte unterschiedliche Bedeutsamkeit besitzen, sofern sie spezifisch verschieden mit ihnen umgehen. Insofern erweist sich die gegebenheitsontologische Explikation konkreter Wirklichkeiten anderer Subjekte – vor allem in Bezug auf nichtmenschliche Organismen, wo die phänomenologische Methode noch schwieriger in Anschlag zu bringen ist als beim Menschen – in weiten Teilen als eine experimentell und empirisch zu bewältigende Aufgabe (so auch Albertazzi 2007; 2010, 181). Indirekt-rekonstruktive Methoden der Erforschung fremder Wirklichkeiten zielen somit auf die Realisierung der von Thomas Nagel (1974, 449) angedachten »objektiven Phänomenologie«, sofern es deren Aufgabe sei, das Erleben von Subjekten ohne die Zuhilfenahme von Empathie und Imagination zu rekonstruieren. Eine solche objektive Phänomenologie ist dann allerdings *nicht* mit dem

individuellen Wie-es-sich-anfühlt der Erfahrung [»individual what-it-is-likeness of experience«] befasst, sondern mit der grundsätzlichen Struktur der Erfahrung, die von Mitgliedern einer gegebenen Spezies in einem bestimmten Abschnitt ihrer Entwicklung geteilt wird. (Bermúdez 2003, 87 [m.Ü.])

Aufgabe einer solchen, »objektiven« Phänomenologie ist also nicht ein qualitativer Bericht über das konkrete Erleben konkreter Individuen – was im Übrigen (um hier Missverständnisse auszuschließen) auch keine adäquate Aufgabenbeschreibung der phänomenologischen Methode darstellt –, sondern eine Explikation der Objekte und Objektarten sowie ihrer jeweiligen Bedeutsamkeiten, die es für verschiedene Individuen oder (existenzontologisch diskriminierbare) Gattungen von Organismen gibt.⁸⁷ Bermúdez schlägt deshalb vor, Nagels Idee einer solchen objektiven Phänomenologie durch empirische Untersuchungen, wie sie etwa in der Entwicklungspsychologie oder der Ethologie durchgeführt werden, zu realisieren, wobei sein Vorschlag deutliche Parallelen zu Uexkülls Ansatz aufweist:

One way (the only way?) of doing this is to work out the object-properties to which a creature is perceptually sensitive. The developmental psychological work on object perception gives us an insight into how the world is experienced from the infant's point of view, but it neither depends on nor brings us one iota closer to an understanding of what it is like to be a 6-month-old human infant. The same point holds with even more force in the case of creatures that are far more exotic relative to adult language-using humans than young infants are. We can, I think, get some sort of a grip on the object-properties to which dolphins are sensitive, even though we will never be able to imagine what it is like to be a creature that navigates the world primarily through echolocation. (Ebd.)

Bermúdez' Überlegung zur indirekten Rekonstruktion der Wirklichkeit anderer Subjekte liegt dabei (ähnlich wie bei Burge) ein zweistufiges Modell zugrunde: *Einerseits* seien verschiedene Subjekte jeweils für bestimmte höherstufige physische Eigenschaften rezeptiv, die – relativ auf ein bestimmtes Subjekt – »konstitutiv dafür sind, dass etwas als ein Objekt bezeichnet werden kann« (ebd., 82). *Andererseits* seien die verschiedenen Arten von Objekten, welche die Ontologie eines Organismus bilden, den Subjekten in verschiedenen Gege-

⁸⁷ Im Übrigen gilt auch für die Phänomenologie, dass diese nicht konkretes Erleben einfach abschildert, sondern vielmehr versucht, in einer generalisierenden Perspektive allgemeine oder typische Strukturen der Erfahrung zu explizieren, die distributiv bei allen (menschlichen) Subjekten zu finden sind.

benheitsweisen gegeben. Da Bermúdez' Ansatz später noch kritisch diskutiert wird (vgl. unten 2.4), kommentiere ich hier zunächst nur die erste dieser beiden Stufen, auf welcher Bermúdez zufolge die Rezeptivität der Organismen für bestimmte *grundlegende Verhaltensweisen oder Eigenschaften* von Objekten die Objektkategorien ihrer jeweiligen (Gegebenheits-)Ontologien festlegt. Bermúdez bezeichnet solche Eigenschaften als »kanonische Objekteigenschaften« und nennt als Beispiele typische Merkmale solider, mittelgroßer materieller Gegenstände, wie die Tatsache, dass diese sich auf einer kontinuierlichen Trajektorie durch die Raumzeit bewegen, sie weiterexistieren, wenn sie nicht wahrgenommen werden, eine spezifische Form besitzen, impenetrabel sind, eine Masse besitzen, geneigt sind, zu fallen, wenn sie nicht gestützt werden usw. Bei diesen Merkmalen handelt es sich nun nicht um einstellige Objekteigenschaften, sondern um typische *Verhaltensweisen* materieller Objekte, weshalb Bermúdez sie auch als *höherstufige* physische Objekteigenschaften bezeichnet, die jeweils »höherstufigen physikalischen Regularitäten korrelieren« (ebd., 83). Die Rezeptivität eines Subjekts für bestimmte solcher Merkmale legt einer solchen Auffassung zufolge jeweils dessen »Ontologie« – im Sinne der durch diese Merkmale in seiner jeweiligen Umgebung individuierbaren Objekte (ebd., 94) – fest. Jedes Subjekt besitzt also Bermúdez zufolge eine spezifische »Weise, die wahrgenommene Umgebung einzuteilen, welche durch den Umfang der Objekteigenschaften bestimmt ist, für die ein Lebewesen perzeptuell empfänglich [»perceptually sensitive«] ist« (ebd.). Verschiedene Organismen besitzen in diesem Sinne also divergierende (Gegebenheits-)Ontologien.⁸⁸

Wie bereits erwähnt umfassen die Klassen von GOOs, welche prominent in Gegebenheitsontologien firmieren, nicht nur solide, physische und raumzeitlich lokalisierbare Gegenstände, obwohl diese in der Tat eine prominente gegebenheitsontologische Objektklasse darstellen. Ebenso können etwa die Klasse der Lebewesen, der Flüssigkeiten, Feuer usw. zu den prominenten Objektklassen der Gegebenheitsontologie eines Subjekts gehören. Weiterhin können auch verschiedene dynamische oder transitive Ereignisse oder Situa-

⁸⁸ Eine solche Auffassung, welche zwei Stufen der Objektconstitution voneinander unterscheidet, wobei auf der ersten Stufe Objekte gewissermaßen aus der Realität »ausgeschnitten« werden, die in einem zweiten Schritt dann *als* Objekte einer bestimmten Objektklasse aufgefasst werden, wird im Folgenden zugunsten der Auffassung kritisiert, dass gegebenheitsontologisch nicht scharf zwischen individuierten Objekten und ihrer Gegebenheitsweise unterschieden werden kann (vgl. 2.4).

tionen wie Begrüßungen, der Angriff durch einen Feind, ein Streit oder ähnliches als gewöhnliche Objekte der Wirklichkeit eines Subjekts fungieren, die von Subjekten unmittelbar wahrgenommen werden. Wenn also hier und im Folgenden die Rede von gegebenheitsontologischen *Objekten* und *Objektklassen* ist, so stets im Sinne eines weiten Objektbegriffs, der alle möglichen, in der Wahrnehmung gebbaren GOOs umfasst. Dieser weite Objektbegriff bezieht sich somit auf alles, was einem Subjekt als Objekt der Wahrnehmung gegeben sein kann, wobei hier zwischen möglichen *perzeptiven Einheiten* (GOOs) und *nur begrifflich konstruierbaren Einheiten* zu unterscheiden ist.⁸⁹ Dabei machen bereits die kursorischen Erläuterungen der Gestaltprinzipien einsichtig, inwiefern die von Menschen innerhalb ihrer Wahrnehmung individuierten Objekte nicht nur solide, mittelgroße physische Gegenstände umfassen. So sind etwa Löcher oder Wellen im Wasser gegebenheitsontologisch problemlos individuierbare Objekte, sofern sie sich nach dem Prinzip von Form und Grund schon visuell als Einheiten individuieren lassen, ihre Form über hinreichend lange Zeit erhalten oder sich kontinuierlich in der Zeit verändern, sich auf kontinuierlichen Trajektorien durch den Raum bewegen usw. Gleichzeitig gehen beispielsweise mit Löchern spezifische Möglichkeiten (hineinzugreifen, etwas in ihnen zu versenken etc.) vorwegnehmbar einher, die ebenfalls konstitutiv sowohl zu ihrer Individuation als auch zur perzeptiven Projektion objektkonstitutiver Möglichkeiten beitragen.⁹⁰

Verschiedene Organismen sind also zum einen für verschiedene Teile oder Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität rezeptiv (d.i. in perzep-

89 *Perzeptive Einheiten* sind solche Einheiten, die einem Beobachter tatsächlich als einheitliche Gestalten (als Ganze aus Teilen) in der direkten Wahrnehmung gegeben sein können, während dies bei manchen rein *begrifflich konstruierbaren Einheiten* nicht möglich ist. So wird die Einheit, die aus meinem linken Bein, der Oberkante des gegenüberliegenden Hausdachs und der Nase der Leser:in begrifflich konstruierbar ist, für einen gewöhnlichen Beobachter keine perzeptive Einheit sein. Ebenso können wir etwa das ganze Meer, den kompletten Himmel oder tausend Puzzlestücke als tausend Puzzlestücke in der Wahrnehmung nicht als perzeptive Einheiten erfassen.

90 Als gegebenheitsontologische Objekte unproblematisch, stellen Löcher allerdings, sobald man versucht, eine rein naturwissenschaftlich-existenzontologische Definition dessen, was ein Loch ist, zu formulieren, größere Schwierigkeiten dar (Hat zum Beispiel ein zwei Millimeter dünner Ring mit zwei Kilometern Durchmesser in der Mitte ein Loch?). Ebenso kann auch eine Begrüßung als alltägliches Ereignis problemlos als perzeptive Einheit der Wahrnehmung gegeben sein, während die Artikulation von dessen existenzontologischen Korrelaten sowie den Bedingungen, unter denen diese zur Wahrnehmung einer Begrüßung führen, nicht ganz leichtfällt.

tiver Hinsicht kausal empfänglich), andererseits liegt ihrer jeweiligen Wahrnehmung im Ausgang von diesen Ausschnitten unterschiedliche Prinzipien der Objektkonstitution zugrunde. Die wahrnehmungsunabhängige Realität ist also einerseits schon deshalb von den verschiedenen subjektabhängigen Wirklichkeiten zu unterscheiden, weil Subjekte »beim Zerlegen« der wahrnehmungsunabhängigen Realität »in Unterarten« – um hier aus Platons *Phaidros* (265e) zu zitieren – »den Schnitt nicht immer nach den Gelenken führen, der Natur entsprechend«. Subjekte konstituieren GOOs, wie ihnen – durch Evolution und Enkulturalisierung – ihre Wirklichkeiten gegebenheitsontologisch *gewachsen sind*, d.h. wie es sich aus ihrer Perspektive und zu ihrer jeweiligen Orientierung als nützlich erweist, nicht einfach, wie die Realität es ihnen vorgibt.⁹¹

Der Fokus der folgenden Überlegungen liegt allerdings nicht so sehr auf der *interspezifischen* Diversität der Wirklichkeiten verschiedener Tierarten, wie dies etwa bei Uexküll und Bermúdez prominent der Fall ist, sondern auf der intersubjektiven Diversität *menschlicher* Wirklichkeiten. Sind die hier angestellten Überlegungen zum Zusammenhang von Wirklichkeitsdivergenz und Divergenz der subpersonalen Prinzipien der Objektkonstitution richtig, so müsste auch eine intersubjektive Divergenz und Diversität menschlicher Wirklichkeiten auf intersubjektiv divergierende Prinzipien der Objektkonstitution zurückzuführen sein. Wie wir sehen werden, sind es in Bezug auf menschliche Wirklichkeiten vor allem Unterschiede der individuellen wahrnehmungsdispositionalen *Hintergründe*, deren Elemente Begriffe von sind, die zu intersubjektiven Wirklichkeitsdivergenzen führen. Insbesondere in Bezug auf die Dimension der Bedeutsamkeit von GOOs, welche ein wesentliches Merkmal menschlicher Wirklichkeiten darstellt, kommt es dabei zu intersubjektiven Wirklichkeitsdivergenzen, die allerdings häufig alltagsontologisch verdeckt sind und interaktionell häufig keine hinreichend auffälligen Störgeräusche erzeugen.

Die Dimension der Bedeutsamkeit, welche wesentlich an dem hängt, was im Vorherigen in Bezug auf GOOs als für sie konstitutive *Mitgegenwärtigkeitshorizonte* bezeichnet wurde, weist in menschlichen Wirklichkeiten gegenüber anderen tierischen Wirklichkeiten eine besonders hohe Diversität

91 Die englische Redeweise »carving nature at its joints« leitet sich von der zitierten Platonstelle ab, in der Sokrates zwei verschiedene Arten, den Umfang eines Begriffs zu bestimmen, unterscheidet.

auf. So hängt die Bedeutsamkeit mancher GOOs in menschlichen Wirklichkeiten von Umgebungsregularitäten ab, die ihrerseits von dem Handeln und Verhalten der menschlichen Subjekte selbst abhängen (so etwa im Fall des unmittelbar als Beleidigung wahrgenommenen ausgestreckten Mittelfingers). In einem noch größeren Umfang als dies auch bei anderen Tierarten bereits der Fall ist, richten sich menschliche Wirklichkeiten, die in ihnen firmierenden Objekte sowie die Bedeutsamkeiten, durch welche diese bestimmt sind, nicht nur an rein existenzontologisch durch Naturgesetzmäßigkeiten erklärbar, global bestehenden Regularitäten (wie das typische Verhalten solider Gegenstände, Flüssigkeiten oder Lebewesen), sondern auch an lokal bestehenden Regularitäten aus, die zumindest teilweise durch menschliches Verhalten aufrechterhalten werden (wie der gewöhnliche Gebrauch von Gestik, Mimik, Prosodie, der Gebrauch von Kaffeetassen oder typische Formen sozialer Interaktion). Menschliche Wirklichkeiten zeigen daher (wie zu vermuten steht, jedoch eigens empirisch überprüft werden müsste) eine sehr viel höhere intraspezifisch-intersubjektive Divergenz als die Wirklichkeiten anderer Tierarten.

Was es heißt, alltagsontologisch zu existieren

Wie wir gesehen haben erweist sich die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit also schon deshalb als notwendig, weil die Beantwortung der Frage, was in einer bestimmten Umgebung in einem existenzontologischen Sinne *existiert*, allein noch nicht darüber entscheidet, was es für *bestimmte Organismen*, die in dieser Umgebung existieren, in einem gegebenheitsontologischen Sinne *gibt*. Dass die Notwendigkeit dieser Unterscheidung häufig dennoch übersehen wird, liegt nicht zuletzt daran, dass Menschen die Objekte ihrer direkten Wahrnehmung häufig in alltagsontologisch-verdinglichender Weise als wahrnehmungsunabhängige Objekte auffassen (vgl. hierzu ähnlich Dennett 2017, 359), statt anzuerkennen, dass es sich bei diesen um eigenständige Leistungen der Wahrnehmung handelt. Solche Verdinglichungen erzeugen in alltäglichen Interaktionen etwa dann und so lange keine Interaktions- und Koordinationsschwierigkeiten, wenn verschiedenen Subjekte, deren Körper sich in ein und derselben realen Umgebung befinden, hinreichend analoge oder kongruente GOOs wahrnehmen, wodurch die entsprechenden alltagsontologischen Verdinglichungen wiederum pragmatisch gerechtfertigt sind.

Ein Beispiel für solche intersubjektiv kongruent wahrnehmbaren Objekte liefern visuelle Nachbilder, bei denen es sich um besonders flüchtige GOOs handelt: Sehen wir, nachdem wir eine hinreichend lange Zeit auf eine ent-

sprechende zweidimensionale Darstellung geblickt haben, einen roten Streifen als Nachbild, so haben wir Dennett zufolge zunächst den perzeptiven Eindruck, dass dieser Streifen *in der Welt* und nicht *in unserem Kopf* ist. Ein bisschen Nachdenken würde uns aber davon überzeugen, so Dennett, dass weder auf dem Papier, noch auf unserer Retina, noch in unserem Gehirn tatsächlich ein roter Streifen existiert. Vielmehr »projiziere«, wie Dennett (2017, 358 [m.Ü.]) diese Situation beschreibt, »unser Gehirn einen nichttextistenten roten Streifen auf die Welt«. Schon vor solchem Nachdenken verleihen der Umstand, dass das Nachbild etwa mit der Bewegung unseres Blicks seine Position ändert sowie auch die Tatsache, dass es keinen Einfluss auf andere Objekte unserer Wirklichkeit besitzt, ihm in unserer Wahrnehmung einen ephemeren Charakter.⁹² Gleichzeitig erweist sich das Nachbild als ein Resultat der Art und Weise, wie unser Wahrnehmungssystem gewöhnlich und erwartbar mit bestimmten Reizen aus unserer Umgebung verfährt. Es ist uns als Objekt unserer direkten Wahrnehmung gegeben, wenn ihm auch keine wahrnehmungsunabhängigen EOOs (außer vielleicht das Bild im Buch, von dessen Betrachtung es rührt) in der Wahrnehmungsgegenwart entsprechen. Ohne Dennett in seiner anschließenden Argumentation zu folgen, lässt sich dieses einfache Beispiel einerseits wiederum für die These fruchtbar machen, dass GOOs gegenüber existenzontologischen Sachverhalten ein relatives epistemisch-ontologisches Eigenrecht besitzen, sofern sie eigenständige Produkte subpersonal (d.h. dem Bewusstsein des Wahrnehmenden selbst nicht unmittelbar zugänglich, weil real) ablaufender Konstitutionsprozesse sind. Wie das virtuelle Messer aus dem weiter oben verwendeten Beispiel sind auch Phänomene wie Nachbilder gewöhnliche gegebenheitsontologische Objekte, Objekte unserer menschlichen Wirklichkeit, wenn ihnen auch nicht unmittelbar wahrnehmungsunabhängige Objekte entsprechen. Andererseits liefert das Nachbild eine schöne Veranschaulichung dafür, was es heißt, *ein Objekt einer als intersubjektiv verbindlich unterstellbaren Alltagsontologie* zu sein. So können Menschen sich erfolgreich und relativ zuverlässig über Nachbilder als Objekte ihrer gemeinsamen Wirklichkeit verständigen, sofern Nachbilder intersubjektiv zuverlässig erzeug- und somit referenzierbar sind. In diesem Sinne

92 Zur Frage, inwiefern wir den Streifen zwar einerseits lebhaft vor unseren Augen haben ihn aber gleichzeitig dennoch *als unwirklich* wahrnehmen können, vgl. die Unterscheidung von »lokaler« und »globaler Einstimmigkeit« in der Erfahrung, die ich in Bezug auf Husserls Theorie der Wahrnehmung vorgeschlagen habe (Poljanšek 2022a).

heißt alltagsontologisch zu existieren, ein Objekt intersubjektiv zuverlässiger Bezugnahme zu sein.

In der hier verwendeten Terminologie erweist sich das Nachbild somit einerseits als ein GOO, das verschiedenen Subjekten zumindest hinreichend kongruent gegeben sein kann, um sich intersubjektiv zuverlässig darauf zu beziehen (so etwa Dennett, wenn er in seinem Buch die Leser:innen dazu auffordert, sich durch hinreichend langes Betrachten der Darstellung einer im Buch abgedruckten Flagge von der Wahrnehmbarkeit des beschriebenen Nachbilds zu überzeugen). Dieser Umstand wiederum erlaubt es, das Nachbild (obwohl wir es als Objekt nicht im Kontinuum unserer Raumzeit verorten) als ein Objekt einer intersubjektiv verbindlichen Alltagsontologie zu behandeln.

Als ›Wahrnehmungssillusion‹ ist das Nachbild – wie andere Wahrnehmungssillusionen auch – »vollständig öffentlich, jeder kann sie sehen, und in vielen Fällen lassen sich Standardprozeduren festgelegt werden, wie sie zu erzeugen ist« (Austin 1962, 24 [m.Ü.]). Allerdings ist unumwunden zuzugestehen, dass das Nachbild als GOO sehr viel flüchtiger ist als beispielsweise das Buch, in welchem das Bild abgedruckt ist, dessen hinreichend lange Betrachtung es verursacht. Auch die alltagsontologischen Identitätskriterien für Nachbilder sind sehr viel unschärfer als die alltagsontologischen Identitätskriterien etwa eines Buches, das sich auf einer kontinuierlichen Trajektorie durch die Raumzeit bewegt, während das Nachbild Subjekten zwar perzeptiv im Raum erscheint, in unserer gewöhnlichen Alltagsontologie jedoch nicht eindeutig als Objekt einer intersubjektiv verbindlichen Welt konzipiert ist: Ist das Nachbild, das ich habe, nachdem ich auf die entsprechende Darstellung geblickt habe, dasselbe Nachbild wie dasjenige, welches du hast, nachdem du auf die Darstellung geblickt hast? Ist das Nachbild, welches ich morgen habe, nachdem ich auf die Darstellung geblickt habe, dasselbe wie dasjenige, welches ich heute habe, nachdem ich auf die Darstellung geblickt habe? Gewiss, wir sind – wie wir oben gesehen haben – pragmatisch in solchen Identifikationen dann und insofern gerechtfertigt, als wir zuverlässig Aussagen über die jeweils wahrgenommenen Nachbilder machen können, die sich intersubjektiv und/oder transtemporal bewähren. Bleibt etwa das Nachbild in der Erfahrung des Einzelnen durch die Zeit hinweg sich selbst hinreichend gleich und deutet zudem die Kommunikation mit anderen darauf hin, dass es auch intersubjektiv einer entsprechenden Gruppe von Subjekten hinreichend kongruent gegeben und gebbar ist, so wären wir zumindest alltagsontologisch – und das reicht für die hiesigen Belange – in einem solchen Fall in einer ent-

sprechenden Identifikation gerechtfertigt.⁹³ Es handelte sich dann alltagsontologisch-verdinglichend um *ein und dasselbe Nachbild*, das verschiedenen Subjekten zu verschiedenen Zeitpunkten hinreichend kongruent gegeben zu sein vermag (seien auch, worüber sich streiten lässt, die einzelnen Instanzierungen des Nachbildes numerisch verschieden). Das Nachbild wäre so ein gewöhnliches Objekt einer gemeinsamen Wirklichkeit und ließe sich auch alltagsontologisch als ein solches behandeln und adressieren. Es wäre also, sofern sich eine Prozedur zu seiner Wahrnehmung angeben lässt, ein eindeutig identifizierbarer alltagsontologischer Referent und als solcher Gegenstand möglicher intersubjektiv-verbindlicher Überzeugungen.

Aus der hier entwickelten Position lässt sich diesbezüglich die These ableiten, dass in alltagsontologischer Hinsicht die Verortung im kontinuierlichen *Raumzeitstellensystem* unserer Alltagswelt zur eindeutigen Individuation alltagsontologischer Objekte nicht zwingend notwendig ist, um diese pragmatisch gerechtfertigt als gewöhnliche alltagsontologische Objekte, d.h. als Objekte einer intersubjektiv verbindlichen Welt, zu behandeln, sondern die *Eindeutigkeit der alltagsontologischen Prozedur oder Adresse*, durch die oder an der sich ein GOO antreffen lässt. In einem Videospiel etwa können sich verschiedene Subjekte zuverlässig auf ›diese schwierige Stelle im zweite Level‹ beziehen, sofern diese eine eindeutige alltagsontologische Adresse besitzt.⁹⁴ Ähnlich ließe sich vorstellen, dass ein bestimmtes Objekt durch eine AR Anwendung etwa durch einen entsprechenden Sprachbefehl zuverlässig auf- und wieder abrufbar wäre und sich dadurch als Objekt einer auch intersubjektiv verbindlichen Welt bewähren könnte. Alltagsontologisch gilt also: *No entity without unique address*.⁹⁵ In diesem Sinn ist auch ein Regenbogen, den Kant als »bloße Erscheinung« beschreibt, der gegenüber der »Regen aber die Sache

93 Dieser Fall ist möglicherweise einer Situation vergleichbar, in der zwei Personen sich über einen Film austauschen, wobei die eine Person den Film im Kino, die andere ihn auf dem Smartphone angesehen hat. Alltagsontologisch sprechen wir hier für gewöhnlich so, als hätten beide Subjekte Erfahrung mit derselben Entität, mit demselben Film gemacht, sofern ihre jeweiligen Erfahrungen hinreichend kongruent sind. Man könnte jedoch dafür zu argumentieren geneigt sein, dass – in gewissen Hinsichten jedenfalls – beide keinesfalls denselben Film gesehen haben.

94 Ebenso besitzt auch diese Fußnote als Fußnote 94 im ersten Kapitel des vorliegenden Textes eine eindeutige alltagsontologische Adresse, auch wenn es sie in unserer Welt häufiger als nur einmal geben sollte. Sie ist also insofern ein eindeutiger Referent möglicher alltagsontologischer Überzeugungen.

95 Vgl. kritisch gegenüber einer solchen Position Willaschek 2015, 21–24.

an sich selbst« genannt werden könne, »so fern wir den letzteren Begriff nur physisch verstehen« (KrV A 45/B 63), ein gewöhnliches Objekt einer intersubjektiv hinreichend verbindlichen Alltagsontologie. Wir können uns beispielsweise intersubjektiv zuverlässig auf den Regenbogen beziehen, der am 9. Juni 2018 von der Tübinger Altstadt aus zu beobachten war.

Nun fangen wir in unserer alltäglichen Wirklichkeit mit Objekten wie Nachbildern oder Regenbogen für gewöhnlich relativ wenig an, selten sind sie Gegenstand geteilter Aufmerksamkeit. Sie besitzen also im Allgemeinen keine besonders hohe alltagsontologische Signifikanz. Dies schließt allerdings nicht aus, dass Objekte dieser Art zu Objekten geteilter Aufmerksamkeit werden, und sie werden dies ja gelegentlich – beispielsweise in philosophischen Diskussionen oder aus einfacher Freude am Regenbogen. Ebenso wenig schließt es aus, dass auch vermeintlich ephemere Objekte lang- oder mittelfristig, etwa aufgrund der digitalen Transformation unserer Gesellschaften, noch mehr gegebenheitsontologische Signifikanz gewinnen können. Exemplarisch denke man hier an die Bildbände, die vor allem in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts unter dem Titel *Das magische Auge* verbreitet waren. Diese Bücher enthalten sogenannte *Single Image Stereogramme* (kurz: SIS), zweidimensionale Bilder, die, wenn man sie – ohne alle technische Erweiterung – aus der richtigen Entfernung und durch eine besondere Fokussierung des Blicks betrachtet, die Sicht auf dreidimensionale Objekte freigeben, die »innerhalb« – wenn man so sprechen kann – der zweidimensionalen Fläche in Erscheinung treten. Diese sichtbaren dreidimensionalen Objekte waren – beispielsweise in meiner Kindheit – Gegenstände ausgiebigen geteilten Interesses und anhaltender Faszination und schon insofern markante Objekte unserer damaligen Wirklichkeit, über die man sich recht ausgiebig verständigt und ausgetauscht hat (wenn man auch nicht sehr viel mehr mit ihnen anfangen konnte).⁹⁶

Ähnliches gilt heute bereits für die Alltagsontologie von Filmen, Videospielen und Desktopanwendungen und -symbolen, virtuelle Objekte im Allgemeinen, für Objekte, die zu *augmented* oder *virtual realities* gehören, wie auch für Objekte, die durch technologische Mediation *fernanwesend* sind (wie

96 Anekdotische Randnotiz: Mir persönlich ist es – anders als meinen Geschwistern – leider nur selten gelungen, diese dreidimensionalen Objekte konvex, also als dem Betrachter entgegengestülpt, zu sehen. Vielmehr erschienen sie mir meist konkav in die Bildfläche eingesenkt. So konnten wir uns zwar erfolgreich über die dargestellten Motive austauschen, aber wirklich zu sehen, was die anderen sahen, gelang nur in seltenen Ausnahmen.

Personen bei einem Videotelefonat, durch eine Kamera live auf einem Bildschirm abgebildete Situationen usw.). Diese lassen sich jeweils als Objekte der gewöhnlichen Wirklichkeit wahrnehmen, auch wenn sie sich – etwa bezüglich ihrer alltagsontologischen Identitätskriterien – nicht immer und in jeder Hinsicht so verhalten, wie es exemplarisch die ausgedehnten mittelgroßen Gegenstände unserer Alltagserfahrung tun, die sich für gewöhnlich hinreichend solide auf kontinuierlichen raumzeitlichen Trajektorien bewegen. Dennoch werden Objekte dieser Art in den nächsten Jahrzehnten absehbar eine größere alltagsontologische Signifikanz gewinnen als sie sie heute schon besitzen, sodass wir uns darauf einstellen können, dass Menschen – sofern sie jeweils hinreichend selbstverständlich mit ihnen interagieren – sie als gewöhnliche Objekte ihrer gemeinsamen Wirklichkeiten und Alltagsontologien akzeptieren und behandeln werden. So werden etwa auf kurz oder lang durch die Einführung von *augmented* und *virtual reality* Anwendungen mehr und mehr Objekte in unseren gemeinsamen Wirklichkeiten fußfassen, die es nur insofern *gibt*, als sie von Subjekten mithilfe entsprechender Technologien auf der Grundlage spezifisch dafür präparierten Reizverläufen zuverlässig intersubjektiv kongruent als Objekte wahrgenommen werden. Wie angemerkt gilt dies heute bereits für virtuelle Objekte wie Desktopsymbole und Dateiordner, die von Menschen alltagsontologisch als gewöhnliche Objekte geteilter Wirklichkeiten aufgefasst werden, auch wenn sie – etwa bezüglich ihrer Identitätskriterien – nicht der gewohnten Analogweltontologie entsprechen. Menschen werden mittelfristig – dies ist selbstredend eine empirische (ich denke jedoch: nicht allzu spekulative) Hypothese – diese neuen Objekte alltagsontologisch als gewöhnliche Objekte ihrer mit anderen geteilten Wirklichkeit akzeptieren, als solche von ihnen sprechen und mit ihnen umgehen, sofern diese Objekte in einem pragmatisch sehr viel prägnanteren Sinn als beispielsweise idiosynkratische Einbildungen, Halluzinationen, transitorische Nachbilder oder SIS signifikante Objekte mit anderen geteilter Wirklichkeiten darstellen. Rein existenzontologisch orientierte Ontologiekonzeption oder auch Alltagsontologien, die sich primär am Paradigma ausgedehnter Gegenstände orientieren und etwa die Identität von Referenten an der Eindeutigkeit von Raumzeittrajektorien festmachen, reichen zur Behandlung solcher Phänomene jedenfalls nicht aus. Die faktisch von Menschen in Anspruch genommenen Alltagsontologien werden durch weitergehende technologische Transformationen in einer Weise ihr Gesicht verändern, welche die Entwicklung von angemessenen Ontologiekonzeptionen nötiger macht, als sie es auch ohne diese Transformationen schon sind.